

ISSN 1437-2843

VJS - Nachrichten

Informationsblatt der
Vereinigung für Jüdische Studien e.V.

Nr. 65 Cheschwan 5761 / November 2000

Die Wissenschaft vom Judentum im Nachkriegsdeutschland

Karl E. Grözinger

Die Uhren der Wissenschaft vom Judentum - um einen von Gershom Scholem zur Abgrenzung von der "Wissenschaft des Judentums" 1959 geprägten Terminus zu verwenden - gehen gewiß nicht nach den christlichen Uhren des Millenniumswechsels. Dennoch gruppieren sich um dieses Datum eine Reihe von Verlautbarungen, die auch für Forschung und Lehre vom Judentum in Deutschland ein gewisses Einhalten und Resumieren sowie Ausblicke auf die künftige Weiterentwicklung anzeigen. Da sind zwei Evaluationsberichte des bundesrepublikanischen Wissenschaftsrates zu nennen, ein Buch über die *Wissenschaft vom Judentum. Annäherungen nach dem Holocaust* sowie die Neuedition der Informationsbroschüre *Judaistik in Deutschland* durch den Verband der Judaisten in der BRD.

Redaktion: M. Voigts, Gasteiner Str. 9, 10717 Berlin
Tel.: 030/873 64 28 FAX: 86 42 46 97

Alle vier genannten Publikationen nehmen in ihrer Weise Stellung zu der Auseinandersetzung der letzten Jahre um die erforderliche und wünschenswerte Behandlung jüdischer Themen an den deutschen Hochschulen.

Die wissenschaftspolitisch wichtigste Aussage steht in dem Evaluationsbericht des Wissenschaftsrates zu den Brandenburger Hochschulen. In dieser wie auch in seiner anderen Äußerung bezieht der Wissenschaftsrat eindeutige Stellung in dem Streit um "Judaistik" und "Jüdische Studien". Zum Potsdamer Studiengang "Jüdische Studien" heißt es da: "Der interdisziplinäre Studiengang 'Jüdische Studien' ist geeignet, nicht zuletzt über die Verbindung zum Einstein-Forum und zum Moses-Mendelssohn-Zentrum für die Außenwahrnehmung der Universität Potsdam Bedeutung zu erlangen. Die intensive Kooperation und Verbindung mit diesen als Kristallisationskernen der Forschung fungierenden außeruniversitären Zentren ist für die wissenschaftliche Attraktivität und Tragfähigkeit des universitären Studienangebots von besonderer Bedeutung. Wenn dieser Studiengang, der in seiner inhaltlichen Ausgestaltung von der in Berlin beheimateten Judaistik überzeugend abgegrenzt ist, tatsächlich profilkbildende Kraft im Zusammenhang mit dem Schwerpunkt 'Jüdische Studien' für die Universität entfalten soll..." (S. 72). Da der Evaluationsbericht nur einzelne Fächer und Entwicklungen der Universitäten des Landes heraushebt und anspricht, ist das Gewicht dieser unverhältnismäßig ausführlichen Nennung des Potsdamer Studiengangs von nicht zu unterschätzendem Gewicht, bedeutet er doch die höchst gutachterliche Anerkennung und Bestärkung der neuen Konzeption der 'Jüdischen Studien'.

Diese Sicht wird in einer Studie von Andreas Gotzmann in dem soeben von M. Brenner und S. Rohrbacher herausgegebenen Sammelband *Wissenschaft vom Judentum. Annäherungen nach dem Holocaust* (Göttingen V&R 2000) unterstützt. In seiner Statistik der judaistischen Lehrangebote an deutschen Universitäten kommt Gotzmann zu der Auffassung: "Denn gleich welche Kritik man gegen die in den letzten Jahren zunehmenden neuen Konzepte vorbringen mag, sie demonstrieren in jedem Fall, wie dringend notwendig Veränderungen sind, wenn man dem anhaltenden Interesse an den Universitäten Raum verschaffen will." (S.

108).

Gotzmann konstatiert zugleich einen Bewußtseinswandel auch im Rahmen der Judaistik, die sich ja zum Teil, wie in Halle oder Duisburg, gleichermaßen den Namen 'Jüdische Studien' zulegte. Auch in der traditionellen Judaistik setze eine zunehmende thematische Differenzierung ein: "Innerhalb der im engeren Sinne judaistischen Institute setzt man zunehmend die der [von Gotzmann durchgeführten] Untersuchung zugrunde gelegte Differenzierung des Faches um ..." (S. 109). Erfreulicher Weise nimmt Gotzmann denn in die Bilanz der positiven, die thematische Basis und Differenzierung verbreiternde Entwicklung, auch die Potsdamer Neugründung mit auf. Und im Blick auf die generelle thematische Uniformität der judaistischen Universitätsangebote resumiert er: "Soweit man aufgrund der noch geringen [Potsdamer] Datenmenge bereits Aussagen machen kann, verändert sich dieses Spektrum nur in Potsdam grundlegend." (S. 102).

Der von Michael Brenner und Stefan Rohrbacher herausgegebene Band ist der wohltuenden Tendenz verpflichtet, die Gräben durch sachliche Information und Darstellung der unterschiedlichen Seiten, unter ihnen auch eine vom Verfasser dieser Zeilen, zu überbrücken. Nach Beiträgen über die historische Entwicklung der Wissenschaft des Judentums (I. Schorsch, Ch. Hoffmann u. M. Brenner) folgen Aufsätze zu den gegenwärtigen Perspektiven von Forschung und Lehre (J. Dan, K.E. Grözinger, M. Schlüter, A. Gotzmann, W. Benz), die erwartungsgemäß den kontroversen Teil des Bandes ausmachen. Demgegenüber erhebt sich der dritte Teil, der forschungsgeschichtliche Bilanzen deutscher judaistischer Arbeiten nach 1945 vorträgt (G. Stemberger, G. Veltri, S. Rohrbacher, H. Künzl, M. Aptroot, D. Lamping) gleichsam über das Kampfgetümmel, da in der Forschung die Vertreter beider Seiten friedlich vereint sind.

Die Herausgeber formulieren in ihrem Vorwort klar die hinter den Auseinandersetzungen liegenden Fragestellungen, nämlich "nach dem Verhältnis zwischen wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Aufgabenstellung; zum anderen um die Frage nach dem Verhältnis zwischen eigenständiger Fachwissenschaft und Interdisziplinarität." (S. 9). Die damit angezeigten Pole der Auseinandersetzung erweisen sich im Laufe der Lektüre des Bandes recht eigentlich als Polarisierung der analytischen

Betrachtungsweise, während die sich dazu äussernden Autoren letztlich alle für eine Komplementarität des doppelten Polpaares plädieren. So etwa Joseph Dan, der seinen Beitrag mit der Frage eröffnet: "Ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Judentum ein Ziel an sich oder ist sie ein Mittel, um einen anderen Zweck zu erreichen?" Seine sogleich nachfolgende Antwort lautet: "Die folgenden Bemerkungen sind ausschließlich der Darstellung eines Punktes gewidmet: der Formulierung meiner festen Überzeugung, daß ein Kompromiß eine Illusion ist und daß die Vorstellung, es sei möglich, beides zu haben - d.h. sich völlig der 'reinen' Wissenschaft zu widmen und gleichzeitig politisch kulturelle Ziele zu fördern - ein unerfüllbarer Traum ist, der in der akademischen Wirklichkeit nicht realisiert werden kann." (S. 58).

Die nachfolgenden Erörterungen zeigen sodann jedoch, wie unlösbar gerade die judaistische Wissenschaft auch nach Dans Auffassung an die historische Situation und die Bedürfnisse der Zeit gekettet ist. Exemplarisch dafür ist der folgende Satz in seiner offenbaren Selbstwidersprüchlichkeit: "Keine dieser drei herausragenden Tatsachen - der radikale Wandel im Zeitgeist, der wachsende Einfluß des Holocaust im akademischen Raum sowie die zunehmende Bedeutung Israels innerhalb der Jüdischen Welt -, welche den Rahmen der akademischen Arbeit innerhalb der Jüdischen Studien abstecken, nicht einmal alle zusammen, deuten die Richtung und den Inhalt von Unterricht und Lehrplan an." (S. 61). Und wenn man noch Zweifel haben sollte, so kann kaum mehr einer bestehen, wenn Dan gegen Ende seiner Ausführungen sagt: "Vor allem aber scheint mir, daß Jüdische Studien in Deutschland, mehr als irgendwo sonst, von einem Gefühl tiefer Bescheidenheit durchdrungen sein sollten. Ein Wissenschaftler auf diesem Gebiet - besonders ein jüdischer - der heute an einer deutschen Universität lehrt, ist umgeben von den Gräbern und von den vollen Regalen mit Schriften von herausragenden Wissenschaftlern, die fast zwei Jahrhunderte lang großartige philosophische und wissenschaftliche Werke hervorgebracht haben, und sie alle hatten auf schreckliche, verhängnisvolle Weise Unrecht." (S. 68). Mit solchen Auffassungen kann auch J. Dan die beiden angeblich entgegengesetzten Ziele nicht auseinanderdividieren.

A. Gotzmann kommt angesichts der der facto konvergierenden

Tendenzen zu der begrüßenswerten Forderung: "All diese neuen Ansätze werden weiter zur Stärkung des Themas in der allgemeinen Wahrnehmung und in der deutschen Universitätslandschaft beitragen. Zugleich fordern sie zu einer größeren Zusammenarbeit und zu einem Durchdenken der etablierten Strukturen auf." (S. 109). Dies ist auch die lapidare Konsequenz, welche der Wissenschaftsrat in seinem Gutachten zu den Berliner Universitäten zieht: "Die Judaistik (FU) soll künftig intensiv mit dem Schwerpunkt Jüdische Studien an der Universität Potsdam zusammenarbeiten." (S. 88) - und in der Tat gibt es, wenn auch sehr vorsichtige, erste Gehversuche.

Einzig die ehemalige Vorsitzende des Verbandes der Judaisten scheint in ihrem Beitrag mit ihrer despektierlich gemeinten Wortwahl nicht aus der babylonischen Gefangenschaft verhärteter Positionen herauskommen zu wollen. So auch der Nachtrag zum Vorwort der von diesem Verband neu aufgelegten Broschüre 'Judaistik in Deutschland', der den 'Jüdischen Studien' unterstellt, sie wollten ohne judaistische Fachkompetenz auskommen. Ein Blick auf die Realität von Personal, Studienordnung und Vorlesungsangebot hätte die Autoren eines besseren belehren können. Immerhin wurden in der Broschüre selbst auch die Jüdischen Studien aufgenommen, außerdem andere Institutionen auf die der oben erhobene Vorwurf gewiss eher zugetroffen hätte, was allerdings die Autoren des 'Nachtrags' nicht beunruhigt. Gottseidank möchte man sagen, ist das Ganze doch ein positives Signal. Leider ist allerdings die Broschüre selbst in ihren Einzeldarstellungen sehr uneinheitlich gestaltet, was zweifellos einen falschen Eindruck bezüglich der einzelnen dargestellten Institutionen vermittelt und so das Gesamtbild verzeichnet.

Es ist zu hoffen, daß alle Beteiligten mit der sich andeutenden Besonnenheit zunehmend über die Berechtigung und Probleme der neuen Entwicklungen nachdenken, und erkennen, daß mit ihnen nur uns alle betreffende Fragen, Defizite und Perspektiven angesprochen sind.



Digitalisierung jüdischer Periodika im deutschsprachigen Raum

Ein Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die jüdischen Periodika, von denen es weltweit nach einer Statistik des *Jüdischen Lexikons* zwischen 1667 (dem Erscheinen der ersten jüdischen Zeitung in Amsterdam in westjiddischer Sprache) und 1929 rund 5.000 gegeben hat (bis heute käme noch eine kaum abzuschätzende Zahl hinzu), verteilt über 70 Länder in allen fünf Erdteilen, stellen für die Erforschung des Judentums seit der beginnenden Neuzeit ein gar nicht zu überschätzendes Quellenreservoir dar, auf das wohl alle mit Jüdischen Studien befaßten Fächer immer wieder rekurren. Gerade weil in diesen Periodika alle religiösen, politischen und sozialen Richtungen innerhalb des Judentums vertreten sind und alle Bedürfnisse - wissenschaftliche, berufliche, literarische, pädagogisch-didaktische - artikuliert werden, lassen sie sich, wie es im *Jüdischen Lexikon* (1927) heißt, als "ein getreues Abbild des jüdischen Lebens" interpretieren. Daß jede Einzeldisziplin ihre eigenen Methoden anwendet, um die jeweils interessierenden Informationen zu erschließen und zu deuten, versteht sich von selbst.

Ein gemeinsames Problem aber verbindet die Disziplinen: daß nämlich die Periodika - insbesondere auch infolge der Verluste im Dritten Reich - in ihrer großen Mehrzahl nur schwer zugänglich sind und in der Regel vollständige Jahrgänge nur an wenigen Bibliotheken zu finden sind. Selbst dann sind sie meist nur in verschiedenen Formen (Original-Papierausgabe, Reprint, Mikrofilm und -fiche) zu nutzen, was sowohl für die Benutzer (die für die Durchsicht verschiedene Materialien bestellen und an verschiedenen Arbeitsplätzen einsehen müssen) als auch für das Bibliothekspersonal einen erheblichen zusätzlichen Arbeits- und Zeitaufwand bedeutet. Die in der Forschung Arbeitenden sind jedenfalls bei jeder neuen Fragestellung gezwungen, immer wieder ganze Jahrgänge nach den gesuchten Materien zu durchsuchen - eine überaus mühsame und zeitaufwendige Prozedur, die in der Regel häufige Bibliotheksreisen erfordert. Von daher sind die Digitalisierung, die Dokumentation und die zentrale Bereitstellung der jüdischen Periodika im Internet ein dringendes Desiderat der weltweit aktiven Forschung auf dem Gebiet der Jüdischen Studien. Bis 1933 dominierten Periodika in jiddischer, englischer,

deutscher und hebräischer Sprache; daß das Deutsche und das Jiddische nach dem 'Dritten Reich' eine untergeordnete Position einnehmen, versteht sich von selbst. So bleibt für die geplante Dokumentation jüdischer Periodika im deutschsprachigen Raum ein Zeitraum von etwas mehr als zwei Jahrhunderten, für die Dokumentation der deutschsprachigen Zeitschriften (wo immer sie erschienen sind: Deutschland, Österreich, Tschechoslowakei, Schweiz, Ungarn, Palästina) sogar nur ein Zeitraum von etwa anderthalb Jahrhunderten: 1806 erschien die erste deutschsprachige jüdische Zeitschrift ('Sulamith'), 1938 wurden von den Nazis die bis dahin noch existenten jüdischen Periodika verboten, sieht man einmal vom offiziös noch geduldeten und mißbrauchten 'Jüdischen Nachrichtenblatt' ab, das erst 1943 sein Erscheinen einstellte. Seit 1945 gab es zunächst nur wenige neue jüdische Periodika im deutschsprachigen Raum; ihre Zahl ist allerdings kontinuierlich gestiegen, so daß auch sie langfristig in das Gesamtprojekt zu integrieren sind.

Aus praktischen Gründen sollen zunächst deutschsprachige Periodika im Mittelpunkt stehen; auf jeden Fall sollen später aber auch jiddische und hebräische Periodika aus dem deutschsprachigen Raum folgen, die das jüdische Leben maßgebend mit bestimmt haben. Man schätzt, daß es im genannten Zeitraum - einschließlich der nicht wenigen Gemeindeblätter - weit über 500 deutschsprachige Periodika gegeben hat, von denen ein knappes Viertel über zehn Jahre erschien. Das Organ mit der längsten Erscheinungsdauer war die 1837 von Ludwig Philippson gegründete 'Allgemeine Zeitung des Judentums', die erst 1922 mit der 'CV-Zeitung' fusionierte und immerhin bis zum Ende des 19. Jahrhunderts als liberal orientierte Rundschau über alle wesentlichen Erscheinungen und Konflikte des deutschen und europäisch-amerikanischen Judentums berichtete. Der Quellenwert der Periodika wird dadurch unterstrichen, daß sich in ihnen ein Großteil der innerjüdischen religiösen und politischen Kontroversen des 19. und 20. Jahrhunderts abgespielt hat; darüber hinaus ist gerade aus ihnen eine Fülle von Informationen zur Sozial- und Kulturgeschichte sowie zur Lokal- und Regionalgeschichte des deutschen Judentums zu gewinnen.

Zur Realisierung eines solch aufwendigen Projekts bedarf es einer engen Kooperation von wissenschaftlichen Bibliotheken mit einschlägigen

Hannelore Künzl gestorben

In der Presse wird der Tod von Professor Dr. Hannelore Künzl gemeldet. Sie verstarb sechzigjährig am 30. August 2000. Mit ihr verlieren die Jüdischen Studien in Deutschland die einzige an einer Hochschule lehrende Historikerin der Geschichte der Jüdischen Kunst. Schon seit den Anfängen der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien dort als Professorin tätig, war sie diejenige, welche in Problemen der jüdischen Kunst gefragt und zu Vorträgen gebeten werden konnte. Neben zahlreichen Artikeln zu den Synagogen in Europa, zu Grabmalen, Mikwen, Kleinkunst wie zur Malerei ist vor allem ihre umfassende Darstellung *Jüdische Kunst. Von der biblischen Zeit bis in die Gegenwart*, München 1992, eine unverzichtbare Hilfe für jeden, der sich über jüdische Kunst informieren will. In dem in diesem Heft besprochenen, gerade erschienenen Band über die Wissenschaft vom Judentum, gibt sie gleich einem Vermächtnis ihre Sicht auf den Stand und die wünschenswerten Entwicklungen dieses wichtigen, von ihr selbst an die deutsche Hochschule gebrachten und alleine von ihr vertretenen Faches. Sie hinterläßt eine gewiß nur sehr schwer zur schließende Lücke. keg.

Judaica-Sammlungen und einem im Bereich jüdischer Studien (insbesondere jüdischer Periodika) tätigen Forschungsbereich. Das Lehr- und Forschungsgebiet Deutsch-jüdische Literaturgeschichte der RWTH Aachen, die Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek und die Bibliothek Germania Judaica Köln haben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zunächst für zwei Jahre die Mittel erhalten, um das Projekt voranzutreiben. Dabei soll die spezifisch wissenschaftlich-bibliothekarische Kompetenz in Frankfurt und Köln liegen, die Zuständigkeit für die technische Bearbeitung bis hin zur Bereitstellung im Internet in Aachen. Die Periodika sollen im Internet global zugänglich gemacht werden, sofern technisch möglich als Volltext, auf jeden Fall aber als Graphik mit entsprechender Indexierung. Für die erste Phase wurden mit Blick auf ihre Bedeutung, aber auch auf ihre unterschiedliche Erscheinungsform, folgende Zeitschriften ausgewählt: 'Allgemeine Zeitung des Judenthums' (1837-1922), 'Altneuland' (1904-1906), 'Die Welt' (1897-1914), 'Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur' (1898-1931, 1936-1938), 'Mitteilungen des Gesamtarchivs der Deutschen Juden' (1908/09-1914/15, 1926), 'Ost und West' (1901-1923), 'Palästina' (1902-1938). Darüber hinaus soll exemplarisch die Zeitschrift 'Der Jude' (1916-1924/29, hrsg. von Martin Buber) unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten voll erschlossen werden: neben graphischem und OCR-erkanntem Text sowie der bibliographischen Erschließung der einzelnen Artikel sollen durch ein System von Schlagwörtern (Personen, Orte, Sachen) verschiedenste Fragestellungen an das Periodikum problemlos zu beantworten sein. Dies erfordert nicht nur eine entsprechende philologisch-historische Sachkompetenz, sondern auch eine der Komplexität angemessene technische Lösung (XML).

Hans Otto Horch

NICHT ÜBERALL, WO GERSHOM SCHOLEM DRAUFSTEHT, ...

Ein unveröffentlichter Brief zum Briefwechsel mit seiner Mutter

Seit 1989 liegt der Briefwechsel Gershom Scholems mit seiner Mutter vor und wurde überall gefeiert als großes Dokument der Zeit und des Verhältnisses des großen Gelehrten und Kabbalah-Forschers zu seiner Mutter. Bekanntlich hatte sie ihren Sohn trotz seiner 'Abwege' auf zionistischem und hebraistischem Gebiet weiter unterstützt, obwohl der Vater seinen Sohn heftig kritisiert hatte. Ein unveröffentlichter Brief von Scholems Frau Escha an Gustav Steinschneider vom Februar 1928 wirft nun aber ein neues Licht auf diesen Briefwechsel. Sie schrieb dort:

"Gerhard spannt mich für die unmöglichsten Aufgaben ein, z.B. muss ich alle seine Briefe an seine Mutter schreiben. Ich räche mich und persifliere ihn unheimlich in diesen Briefen. Es könnte einen Stein erweichen, aber eine solche Mutter merkt gar nichts."

Und in einem Nachsatz unter drei handgeschriebene Zeilen Gershoms tippte sie noch sehr besorgt:

"Gustav! Gerhard ist sehr besorgt, du könntest etwas über meine Sekretärsrolle seiner Mutter gegenüber in Harmlosigkeit weitererzählen. Tue dies also zu keiner Menschenseele. Wir haben genug gelitten!"

Auch den Herausgebern des Briefbandes konnte dies also nicht bekannt sein. Außerdem ist unklar, wie lange Escha diese 'Sekretärsrolle' übernommen hat. Der Sinn zweier Passagen aus dem Briefwechsel kann jetzt aber gedeutet werden. Am 31.1.1928 schrieb Betty an ihren Sohn:

"Du bist schon sehr firm im Maschinenschreiben u. ich erhielt diesen herrlich aussehenden Brief vom 19.1. am 25. Escha's Qualen beim Geklapper der Maschine fühle ich durchaus mit ..."

Natürlich: Die Briefe konnte Escha ja nicht handschriftlich verfassen. Aber die Mutter scheint etwas Handschriftliches von Gershom erbeten

oder verlangt zu haben, worauf Escha / Gershom am 7.3.1928 antwortete:

"Deiner Anregung zur Stärkung der persönlichen Note, jedem Briefe etwas Handschriftliches beizufügen, stehe ich mißmutig gegenüber. Denn erst mal, wozu habe ich Maschinenschreiben gelernt? Und dann, ist meine Persönlichkeit so schwach, daß die begehrte persönliche Note nicht auch aus meinem so witzigen Stil trieft? Und dann, schätzt du meine eigenhändige Unterschrift so gering? ... Außerdem bin ich, seitdem ich gelernt habe, auf der Maschine herumzuhüpfen zu faul zum Handschreiben."

Gershom Scholem wollte also noch nicht einmal eine kleine handschriftliche Beifügung leisten: Es ist nicht immer Gershom Scholem drin, wo Gershom Scholem draufsteht.

m.v.

=====

Hinweis der Redaktion:

Mit diesem Heft verschicken wir ein Beiheft, dem in lockerer Folge weitere folgen sollen. Es werden kleine, schwer zugängliche Texte sein, die Hinweise auf interessante Forschungsfelder geben können. Sie werden durch ein kurzes Vorwort ergänzt. Wir beginnen mit einer Aufsatzreihe von Samuel Meisels, die 1922 von der Wiener Zeitschrift "Neuzeit" gedruckt wurde.

Die Redaktion bittet um Hinweise auf solche Texte.

Gegen einen Unkostenbeitrag können die Beihefte bei der Redaktion auch von Nicht-Mitgliedern erworben werden.

Modernes Jiddisches Theater.

Zum 160. Geburtstag von Abraham Goldfaden

Als Abraham Goldfaden (auch Avrom Goldenfodim genannt) am 12. Juli 1840 in Starokonstantinow in Wolhynien, Teil der Ukraine, geboren wurde, war vom modernen jiddischen Theater noch kaum die Rede. Zum Repertoire des jüdischen Theaters, das ein Volkstheater war, haben nur die traditionellen Purimspiele und die Geschichte von Josef und seinen Brüdern sowie Auftritte von Maggidim, Wanderpredigern mit darstellerischem Talent, und Badkhonim, jiddischsingende Troubadours oder Volkssänger, gehört. Zwar wurden in Deutschland im Zuge der Haskala schon Ende des 18. Jahrhunderts jiddische Volkstheaterstücke geschrieben, so u.a. 1773 'Reb Henoch' von Isaak Euchel (1756-1804) und 1796 'Leichtsinn und Frömmerei - ein Familiengemälde' von Aaron Halle Wolfssohn (1754-1835). Doch Jiddisch ging in Deutschland unter und in Osteuropa, wo die zaristische Zensur viele Versuche unterband, hat die um 1830 in Jiddisch verfaßte Komödie 'Serkele' aus der Feder des aufgeklärten polnisch-jüdischen Arztes Shlomo Ettinger (1801-1856) erst 1864 den Weg auf die Bühne des jiddischen Theaters gefunden. Die Hauptrolle in der Erstaufführung von 'Serkele' in Zhitomir spielte, wie der Zufall es will, der junge Abraham Goldfaden.

Goldfaden, von Israil Bercovici in dessen Geschichte des jiddischen Theaters als 'Dichter und Prophet' apostrophiert, war ein äußerst produktiver und vielseitiger Geist. Er war zunächst als Zeitungsherausgeber tätig, bald aber auch als Schriftsteller, Dramatiker, Komponist, Schauspieler, Bühnenbildner, Regisseur und Theaterdirektor. Goldfaden war hauptsächlich durch zwei kulturelle Strömungen im Judentum seiner Zeit beeinflusst, die zeit- und milieukritische Haskala à la Shlomo Ettinger, Abraham Bär Gottlober (1811-1899) und andere sowie durch

die derbere Tradition der Volkssänger wie Berl Broder (1815-1866), Velvl Zbarzher (1826-1883) oder Eliakum Zunser (1836-1913). Damit erreichte er sowohl die gebildeteren als auch die weniger gelehrten jüdischen Massen und das jiddische Theater schöpft bis heute aus Goldfadens facettenreichem und reichhaltigem Fundus.

Seine Stücke werden in der Literaturgeschichte drei Kategorien zugeordnet : Die frühen Komödien prangerten das rückschrittliche Ghettoleben an und priesen die Errungenschaften der Aufklärung. Zu ihnen gehören u.a. 'Shmendrik' (1877) 'Di Tsvey Kuni-Lemels' (1880), die Operette 'Koldunye oder di Makhsheyfe' (Koldunje, oder die Hexe, welche 1882 als erstes jiddisches Theaterstück in den USA aufgeführt wurde) und das Melodram 'Kabtsenzon et Hungerman' (1877); zur zweiten Kategorie zählen die Stücke, die Goldfaden nach den russischen Pogromen 1881 verfaßte, in denen er nun die Aufklärung in Frage stellte und die Assimilationstendenzen unter der jüdischen Bevölkerung kritisierte, so z.B. in 'Doktor Almasado' (1882) und 'Moshiyahs Tseytn' (Messianische Zeiten, 1887); die dritte Kategorie umfaßt seine nunmehr zionistisch-geprägten Werke, wie 'Shulamis' (1880), 'Bar-Kokhba' (1882) und 'Ben-Ami' (1907), getragen vom Geist der jüdischen nationalen Wiedererweckung. Sein Werk, beeinflusst vom europäischen Drama, spiegelt somit die ideologische Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft in Ost-Europa mit all ihren Irrungen und Wirrungen, Hoffnungen, Enttäuschungen und Widersprüchen in einer Übergangsperiode wider. Goldfaden war unermüdlich produktiv. Er bearbeitete außerdem eine stattliche Zahl an klassischen Stücken der Weltliteratur, Opern- und Operettenwerke und schrieb Lieder, die die jüdische Volkskunst seither bereichern. Es wird kolportiert, dass, nachdem er den Triumphmarsch aus 'Aida' in eine seiner eigenen und sehr populär gewordenen Produktionen einverleibte, die Juden, die später einer Aufführung von Verdis 'Aida' beiwoh-

ten, überzeugt waren, dass dieser seine Musik von Goldfaden gestohlen hätte.

Goldfaden, der Sohn eines Uhrmachers sollte zunächst in die Fußstapfen seines Vaters treten. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in der Atmosphäre des judenfeindlichen Regimes des Zaren Nikolaus I. So mußte er im Zuge der Russifizierung statt einer jüdischen eine russische Schule besuchen, doch dies sollte ihn vor dem Schicksal bewahren, für fünfundzwanzig Jahre zum Militärdienst eingezogen zu werden. 1857 ging Goldfaden an die Rabbinische Akademie nach Zhitomir, eine Anstalt, die von der Regierung eingerichtet wurde, um loyale Religionslehrer auszubilden. Während seines Studiums traf Goldfaden im Jahre 1865 den aufgeklärten Lehrer und gelehrten Schriftsteller Abraham Bär Gottlober, zugleich Autor von populären jiddischen Liedern und der Komödien wie 'Der Dektukh oder tsvey khupes in eyn nakht' (1838), der ihm die Liebe zur jiddischen Sprache vermittelte und den Weg zum jiddischen Theater ebnete.

Unter Gottlobers Einfluß hat Goldfaden seine ersten hebräischen literarischen Versuche auf Jiddisch fortgesetzt und 1866 erschien seine erste Sammlung jiddischer Lieder unter dem Titel 'Dos Yidele' sowie 1869 der Lyrikband 'Di Yidene', welche bald in das Repertoire der Volkssänger aufgenommen wurden. Im gleichen Jahr bekam er sein Diplom, doch hielt er es nicht lange als Lehrer in Simferopol aus. Er versuchte in den kommenden zehn Jahren verschiedene Karrieren, zunächst erfolglos als Kaufmann für Damenhüte in Odessa, danach als Mitherausgeber der satirischen Zeitung 'Der alter Yisrolik' in Lemberg, doch auch diese fiel der russischen Zensur zum Opfer. Goldfaden begab sich deshalb nach Tschernowitz, zur k.u.k.-Monarchie gehörend, wo er eine Zeitschrift begründete, die er gerne auch in der benachbarten rumäni-

schen Stadt Jassy vertreiben wollte. Doch in Jassy traf er auf die seit den 50er Jahren in der jüdischen Welt bekannten Brüder Singer und gründete 1876 das erste jiddische Theater, in dem sie auftraten. In ihrem Repertoire waren Texte u.a. von Gottlober, Velvl Zbarzher sowie immer mehr von Goldfaden. Ohne feste Bleibe, trat die damals kleine 3-Mann-Truppe im Jasser größten Gartenrestaurant 'Pomul Verde' (Grüner Baum) auf und hatte, solange das Wetter es erlaubte, mit ihrem Programm im Stil der commedia dell'arte einen Riesenzulauf. Das war der Beginn von Goldfadens 'Erfolgsstory', die Geburtsstunde des modernen jiddischen Theaters, um die sich Mythen und Anekdoten ranken. Israil Bercovici zählt an die 50 Stücke von Goldfaden auf, die dieser seit 1876 herausbrachte.

Goldfaden engagierte wandernde Schauspieler, bildete neue Kader aus und besetzte - ein Novum auf der jüdischen Bühne - die weiblichen Rollen mit Frauen anstatt wie bisher üblich mit Männern. Er entdeckte dabei große Talente, wie Sigmund Mogulesko, später berühmter Komiker, und Jacob P. Adler aus Odessa, der spätere Star des jiddischen Theaters in den USA. Goldfaden pflegte, nach der Aufführung, seine Stücke dem Publikum persönlich näher zu erklären, was zur Tradition der jüdischen Volkstheater wurde. Sein Ruhm wuchs und er gab Vorstellungen in ganz Ost-Europa. Bald formierten sich andere jiddische Theater, die mit ihm zusammenarbeiteten oder konkurrierten. Da er als strenger Patron galt, verließen ihn die Schauspieler häufig und wechselten, samt dem angelernten Repertoire, zur Konkurrenz über. Aber andere blieben ihm über Jahre treu, weil er ihnen die Rollen auf den Leib schneiderte und sie berühmt machte. 1883 hat die russische Regierung das Theater in jiddischer Sprache wegen vermuteter revolutionärer Inhalte verboten. So mußten die jüdischen Theaterleute entweder auf 'Daytshmerish' (sehr stark germanisiertes Jiddisch) spielen oder emigrieren. Goldfaden selbst, inzwischen weltberühmt, reiste mit seiner Frau Paulina über Paris und London 1887 nach

New York. Goldfaden, dessen Lieder dort lange bevor er selbst angekommen war wie heutige Schlager gesungen wurden, erlebte in Amerika einen Mißerfolg nach dem anderen und floh zurück nach Europa, nur um dort weiterhin zu darben, denn er war inzwischen aus der Mode gekommen. Seit 1891 lebte in New York Jakob Gordin (1853-1909), der als jiddischer Dramatiker Triumphe feierte. Als Goldfaden 1902 wieder in die USA zurückkehrte, wohin seit 1881 ca. 1.300.000 Juden aus den osteuropäischen Shteteln eingewandert waren, ist New York zum Mekka des Jiddischen Theaters avanciert. In den Volkstheatern der Lower East Side konnten die Einwanderer aus dem Shtetel ihre harte Arbeit und ihr unwürdiges Dasein für eine kurze Zeit vergessen. 1907 verfaßte Goldfaden dort sein Stück 'Ben-Ami', das jedoch zunächst auf wenig Interesse stieß. Er verbrachte sein letztes Lebensjahr daher verbittert und kränkelnd. Am 25. Dezember 1907 wurde 'Ben-Ami' schließlich in Boris Tomaschefskys New Yorker Theater mit großem Erfolg uraufgeführt und Goldfaden war glücklich, aber der Triumph kam für ihn zu spät. Am 9. Januar 1908 starb er. Der Mann, der ein Vierteljahrhundert lang das Jiddische Theater prägte, war eine tragische Gestalt, auf seinem letzten Weg zum Washington Friedhof in Brooklyn begleiteten ihn aber um die dreißig Tausend Trauernde.

Goldfadens Aktivität veränderte die jüdische Theaterlandschaft nachhaltig, und seit seiner Gründung des jüdischen Berufstheaters als Institution im Jahre 1876 konnten bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans an die hundert jiddische Bühnen ihre künstlerische Arbeit vor einem Millionenpublikum entfalten. Goldfaden nannte sich selbst "der Vater des jiddischen Theaters", so steht es auf seinem Grabstein und gilt bis heute unangefochten, wiewohl im 'Jüdischen Lexikon' von 1927 über ihn wohl aus der Feder eines Verächters der jüdischen Volkskunst oder der modernen Dramaturgie Folgendes geschrieben steht: "Goldfadens dramatische Produktion kann keinerlei

Anspruch auf literarische Geltung erheben; seine Stücke sind kaum mehr als notdürftiges Material für den Schauspieler und Anhaltspunkt für die Durchführung einer Rolle, eine Mischung aus Drama, Lustspiel, Posse, Oper, Operette und Variététrick in unorganischer Verbindung. Goldfadens Personen handeln nicht aus inneren Motiven, sie sind nichts als Werkzeuge in der Hand eines auf rein theatralische Wirkungen bedachten Autors". Helmut Dinse und Sol Liptzin wie viele andere auch haben hingegen über ihn geschrieben: "Das Bedürfnis nach Romantik wurde auch durch das Jiddische Theater befriedigt, dessen hervorragende Persönlichkeit seit 1876 Abraham Goldfaden gewesen ist" - um so erstaunlicher ist es, dass sein 160. Geburtstag unbemerkt blieb, denn weder das diesjährige Symposium für Jiddische Studien in Düsseldorf noch das für November 2000 geplante 'Sommet du Yiddish' in Strassburg haben dem Rechnung getragen. In Strassburg ist zwar eine Theateraufführung geplant, doch kein Stück von Goldfaden, sondern nur eine Bearbeitung von Sholem Alejchems 'Menachem Mendel'. Das hat Goldfaden nicht verdient.

Elvira Grözinger

Zum Neuen Jahr 5761

wünschen wir alles Gute.

DER WELTFRIEDENS- GEDANKE IM JAHRE 1932

Mit einem Hinweis auf einen
verschollenen Text von Alfred Döblin

Das Jahr 1932 ist von Robert Weltsch als ‚Entscheidungsjahr‘ bezeichnet worden, ein Begriff, den er ausdrücklich als rückblickend bezeichnete: „Die Krise lag in der Luft; niemand wußte, in welchem Ausmaß 1932 das Entscheidungsjahr war für das Schicksal Deutschlands und der europäischen Judentheit.“ Das Leo Baeck Institut hat diesem Jahr 1965 einen umfangreichen Aufsatzband gewidmet, der von Werner E. Mosse herausgegeben wurde. 1932 wurde die NSDAP die stärkste Reichstagspartei. 1932 trat Carl von Ossietzky eine Haftstrafe an, die er als Herausgeber der *Weltbühne* auferlegt bekommen hatte, weil angeblich in einem Artikel militärische Geheimnisse verraten worden seien. Und es war das Jahr der Abrüstungskonferenz, in der Deutschland die militärische Gleichberechtigung mit den Siegermächten von 1918/19 forderte. Der Frieden von Versailles wurde von rechts bis links und auch

von der Friedensbewegung (so von Kurt Hiller) als ungerecht bezeichnet. Dies war der Hintergrund für eine Umfrage des *Jüdischen Jahrbuches*, das 1932 das sechste Mal herausgegeben wurde und das anfangs *Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin* hieß. Unter der Überschrift *Stimmen deutscher Juden zum Weltfriedensgedanken* wurden hier vierzehn Stellungnahmen abgedruckt, die die Stimmung jenes Jahres sehr gut wiedergeben. Robert Weltsch schrieb, daß die Weimarer Republik insgesamt durch einen „verhängnisvollen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis“ gekennzeichnet war. Hier findet sich die Bestätigung: Fast in keinem der Beiträge fehlt der Hinweis auf die Tradition der Väter, die dem Weltfrieden verpflichtet war; aber konkrete politische Vorschläge, die Theorie mit der konkreten politischen Praxis zu verbinden, fehlen fast vollständig. Daß der Rückgriff auf die Tradition nicht ausreiche, war den meisten klar, Emil Bernhard-Cohn, damals Rabbiner in Berlin, sprach von den Vertretern des Weltfriedensgedankens als „Romantiker und Humanitätler“ - berief sich dann aber doch auf die Sprüche der Väter. Meier Hildesheimer, Rabbiner der Gemeinde

Adass Jisroel, argumentierte sogar, die Geschichte der Juden habe gezeigt, "daß ein Volk leben kann nur von Ideen und für Ideen", und daß daher das jüdische Volk allein "durch sein Dasein zu einem natürlichen Werber für die Betätigung des Friedens" geworden sei. Die Hoffnung auf die Weimarer Republik als stabilisierendem Faktor war erloschen und die Möglichkeiten einer Bündnispolitik mit liberalen Kräften geschwunden. Einzig die Besinnung auf die eigenen schwachen Kräfte schien möglich als Appell an die humanistischen Ideale und die Berufung auf die geistige Urheberschaft des Weltfriedensgedankens.

Die Antwort Alfred Döblins fiel aus diesen Zusammenhängen völlig heraus. Er war die herausragende Persönlichkeit der linken Intellektuellen. 1929 war sein Roman *Berlin Alexanderplatz* erschienen. Döblin war im Februar und März 1932 während einer Vortragsreise auch in die Schweiz gefahren und hatte dort in Genf das 'Haus der Nationen' besichtigt, worüber er hier unter dem Titel *Das Haus am Genfer See* berichtet. Er berichtete aber über das, was er nicht sah: über die Tausende von Unterschriften gegen den Krieg von Frauen

vieler Länder, über die Rüstungslieferanten, über die Realität des Nationalhasses. Aber eine politische Aussage sucht man auch bei ihm vergebens. Auf der einen Seite sah er die Kriegsgewinnler, auf der anderen die "friedenswilligen, friedenssehnsüchtigen" Völker, aber:

Autoren der Umfrage:

David Baumgardt
Georg Bernhard
Emil Bernhard-Cohn
Alfred Döblin
Simon Dubnow
Ismar Freund
Wilhelm Kleemann
Leo Löwenstein
Joachim Prinz
Heinrich Silbergleit
Jacob Teitel
Meier Hildesheimer
Lina Wagner-Tauber
Leo Wolff

"Man darf nicht fragen, wer den längeren Atem haben wird. Es kommt der Tag." Damit schloß Döblin seinen Beitrag, der bisher der Forschung unbekannt war. Die gesamte Umfrage, die sicher ein wichtiges Dokument dieses wichtigen Jahres ist, wird in der Zeitschrift *Aschkenas* nachgedruckt.

Manfred Voigts

Rezension

*Evelyn Adunka, Albert Brandstätter (Hg.):
Das jüdische Lehrhaus als Modell lebensbegleitenden Lernens
Wien 1999
Passagen Verlag 190 S.*

Der hier anzuzeigende Sammelband entstand aus den Vorträgen einer Tagung der Evangelischen Akademie Wien. Zentriert sind die Beiträge um die Frage nach Tradition und Vermächtnis des von Franz Rosenzweig in Frankfurt gegründeten Freien Jüdischen Lehrhauses, um die Frage nach Notwendigkeit und Möglichkeit dieser Überlieferung und Idee jüdischen Lernens und nach deren Bedeutung für andere Formen religiös orientierter Erwachsenenbildung.

Der Wiener Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg gibt zunächst eine kurze Einführung in die Bedeutung, die das Lernen im traditionellen Judentum hatte. Eisenberg 'lernt' dann anhand des Kommentars von Samson Raphael Hirsch mit seinen Zuhörern resp. Lesern ein "kleine" Bibelstelle: Gott hat zum Zeichen, daß es keine Sintflut mehr geben soll, den Regenbogen gesetzt. Mit der Wahl dieses Kommentators sind wir bereits in den engeren Spannungsbogen des Themas getreten: der große Rabbiner des 19. Jahrhunderts verweist auf eine abgebrochene Tradition deutschsprachiger jüdischer Auslegungsgeschichte und damit Lerngeschichte. Dieser Faden wird auf der wissenschaftsgeschichtlichen Ebene von Willi Goetschel aufgenommen, der das Verhältnis der deutschen Universität zu Judaistik und zu jüdischen Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert untersucht. Nicht nur in den Anfängen der modernen Wissenschaft mußte sich Moses Mendelssohn außerhalb der Universität wissenschaftliche Bildung aneignen, es blieb dabei, daß christliche deutsche Professoren bestimmten, was deutsche Wissenschaft war und nach deren Meinung gehörte dazu weder jüdische Literatur noch Geschichte,

wie Goetschel anhand der Geschichte der Berliner Universität im 19. Jahrhundert zeigt. Hinzu kam, daß jüdische Gelehrte sich bis ins zwanzigste Jahrhundert die Universitätskarriere nur um den Preis der christlichen Taufe erkaufen konnten. Kenner der universitären Szene dürften allerdings nicht überrascht sein darüber, mit welcher bornierten, verächtlichen und christlich-nationalistischen Engstirnigkeit die Elite der deutschen Professorenschaft gegen die Einrichtung einer Professur für einen der genannten Gegenstände argumentierte. Dennoch: es ist eine eher selten gehörte Geschichte zum Thema deutsch-jüdische Symbiose. Erst der Kulturzionismus, - so Goetschel - namentlich Martin Buber konnte ein für das deutschsprachige Judentum tragfähiges Bildungs- und Ausbildungsprogramm als Antwort auf diese Marginalisierung und Ausschließung entwickeln, nun aber extra muros universitatis. Schlüssig daraus ergibt sich für Goetschel die zentrale Bedeutung des zionistischen Kerns für das Konzept des Freien Jüdischen Lehrhauses 1921. Dessen Ziel, jüdische Identität angesichts der Krise der Moderne neu zu artikulieren, ist durch den weiteren Verlauf der jüdischen Geschichte in Deutschland und Europa, den Holocaust und die Gründung des Staates Israel "unter gänzlich neue Vorzeichen" geraten. Die Feststellung, daß der Platz eines säkularisierten aber traditionsbewußten Judentums zwischen Zionismus und fundamentalistischer Orthodoxie nach dem Mord an den europäischen Juden leer bleibt, erklärt, warum die Wirkungsgeschichte des Freien Jüdischen Lehrhauses scheinbar an ihr Ende gekommen ist und warum die europäischen Universitäten zur Frage der jüdischen Geschichte nach 1945 wiederum nichts beigetragen haben.

Der Bericht von Hermann Levin Goldschmidt über die zehnjährige Geschichte des jüdischen Lehrhauses in Zürich (1951-1961) bestätigt die Lücke eines modernen traditionsbewußten Judentums in Europa noch einmal auf der Ebene des konkreten Versuches.

Daß das Freie Jüdische Lehrhaus dennoch auch heute noch zur Beschäftigung herausfordert, liegt sicher an der überragenden

Gestalt seines Gründers und ersten Leiters. Die informativen Beiträge des zweiten Teils des Sammelbandes von Müller-Comnichau über die jüdische Erwachsenenbildung in Deutschland heute, von Michael Volkmann über Ernst Simon als Erzieher in Deutschland und Palästina, Kalman Yarons Bericht über zwei Einrichtungen zur Erwachsenenbildung in Israel, die in unterschiedlicher Weise auf Martin Buber zurückgehen und Willem Zuidems Bericht über die gegenwärtige Lehrhausbewegung in den Niederlanden wäre kaum erleuchtend, gäbe es nicht als Herzstück dieses Sammelbandes die ungekürzte Publikation des Briefes von Franz Rosenzweig an Rudolf Hallo zur Übernahme des Lehrhauses vom Dezember 1922. Denn dieser Brief bietet uns ein überwältigend lebendiges Bild von der Idee der Frankfurter Gründung und von der Person seines Gründers. Er zeigt die ungeheure Konzentration Rosenzweigs auf die selbst gestellte Aufgabe einer Neufassung der jüdischen Lerntradition und die einfallsreiche, subtile, reflektierende und reflektierte Vorgehensweise bei diesem Unternehmen. Der Brief zeigt uns darüber hinaus eine Person, die glänzend gnadenlos und gleichzeitig herzerwärmend über andere urteilen konnte und deren Witz etwas bezauberndes hat. Und man versteht den ersten Teil des Urteils Ernst Simons über Franz Rosenzweig tiefer, das in dem Sammelband an zwei anderen Stellen zitiert wird: "Rosenzweig hat der jüdischen Bildung wieder etwas Aristokratisches, Keckes, Übermütiges, Spielendes und Sicheres gegeben: es weht Großstadtluft, Gegenwartsluft . . ." Steht Franz Rosenzweigs Schöpfung des Lehrhauses im Mittelpunkt dieser Tagung, so wundert im Titel des Sammelbandes das modische Epitheton "lebensbegleitend": Denn nach allem, was zum jüdischen Lernen in der Tradition, aber vor allem nach dem, was Franz Rosenzweig unter Lernen verstanden hat, ging es ja um mehr als um "Lebensbegleitung": Rosenzweig spricht in dem häufig zitierten Brief an Hans Ehrenberg (Ges. Schriften I, S: 728f.) vom Lehrhaus als Sakramentsgemeinschaft: die "leibliche Vereinigung" aller jüdischen Lernenden bedeutet dann doch wohl Leben.

Dies Problem wirft eine weitere Frage auf: Wie kann die

Beziehung zwischen christlichen und jüdischen Formen zur Erwachsenenbildung, wie sie vor allem von Albert Brandstätter, dem Vertreter der Evangelischen Akademie skizziert wird, angemessen thematisiert werden? Es sollte nicht übersehen werden, daß traditionsbewußte moderne religiöse Identität auch im Christentum in Europa nicht gerade zu den blühenden Zweigen der geistigen Landschaft gehört und daß beispielsweise die Evangelischen Akademien schon lange nicht mehr die Rolle in der Erwachsenenbildung spielen, die sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit nach dem zweiten Weltkrieg noch einnehmen konnten. Die Einmaligkeit der jüdischen Geschichte und ihrer europäischen Katastrophe im 20. Jahrhundert macht freilich die gemeinsame Kontextualisierung der Bildungsprobleme als Identitätsfindung prekär. Dennoch wäre es angemessen gewesen, ein Konzept von Bildung, wie es das Freie Jüdische Lehrhaus repräsentierte, das eben auch vom Zionismus geprägt war, in seiner Zeitbedingtheit zu sehen. Ungeachtet aller Verachtung, die Franz Rosenzweig für eine "jüdische Volkshochschule" gehabt hat, beruft sich der Zionist Buber ja in seinen Schriften zur Erwachsenenbildung immer wieder auf Grundtvigs christlich-romantische Idee zur Volksbildung. In diesem Traditionszusammenhang aber konnte spätestens seit den letzten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts keine Erwachsenenbildung mehr tragfähige Konzepte entwickeln.

Juliane Jacobi

Prof. Dr. Hans Dieter Zimmermann, unser Mitglied, ist am 28.10.2000 in Prag von dem Präsidenten der Tschechischen Republik, Václav Havel, mit dem Staatspreis ausgezeichnet worden. Prof. Zimmermann hat sich seit vielen Jahren um den tschechisch-deutschen Kulturaustausch verdient gemacht, zuletzt als Mitherausgeber der gerade im Erscheinen befindlichen 'Tschechischen Bibliothek'. Wir gratulieren ihm herzlich zu dieser hohen Auszeichnung.

INHALT

Die Wissenschaft vom Judentum <i>Karl E. Grözinger</i>	1
Digitalisierung jüdischer Periodika im deutschsprachigen Raum <i>Hans Otto Horch</i>	6
Nachruf Hannelore Künzel	8
Nicht überall, wo Gershom Scholem draufsteht ... aus einem unveröffentlichten Brief <i>Manfred Voigts</i>	10
Modernes jiddisches Theater Zum 160. Geburtstag von Abraham Goldfaden <i>Elvira Grözinger</i>	12
Der Weltfriedensgedanke im Jahre 1932 Hinweis auf einen unbekanntem Text Alfred Döblins <i>Manfred Voigts</i>	18
Rezension: Evelyn Adunka u. Albert Brandstätter: Das jüdische Lehrhaus als Modell lebensbegleitenden Lernens <i>Juliane Jacobi</i>	20